

Bis der Tod uns scheidet

Verbrechen Margarethe und Julius Schäfer verliebten sich im Alter von 19 Jahren. Sie heirateten, bauten ein Haus und bereisten die Welt. Im Alter erkrankte sie an Demenz, und er pflegte sie. Warum tötete er sie kurz vor dem 70. Hochzeitstag? *Von Max Polonyi*

Wenn es einmal so weit wäre, dann würde die Pflege eines Grabs nur Ärger machen. Sie wollten sich verbrennen lassen, und ihre Asche sollte unter einem Baum vergraben werden.

Margarethe und Julius Schäfer besichtigten den Friedwald in Rieneck kurz nach ihrer diamantenen Hochzeit an einem Sommertag. Der Förster zeigte ihnen alles, die Gräber liegen hier unter Buchen und Tannen, Eichen und Lärchen. Es gibt einen Andachtsplatz, und auf einer Lichtung steht ein Denkmal von Klara von Assisi. Assisi war die Gründerin des Ordens der Klarissen, die im 13. Jahrhundert ihr Elternhaus verlassen hatte und ein Leben ohne Besitz, in furchtbarer Armut führte, um Gott zu dienen. Nach ihrem Tod sprach der Papst sie heilig. Wenn man nur fest genug an etwas glaubt, kriegt jedes Grauen einen Sinn, soll ihre Geschichte sagen.

Nur wenige Meter vom Parkplatz entfernt, den Forstweg hoch, so erzählt es Schäfer, hätten sie damals eine Buche gesehen, die ihnen gefiel. In den Baum hatte der Förster einen Nagel geschlagen, daran hing ein Schild, 82 stand darauf. Ein Gemeinschaftsgrab, Startpreis 770 Euro, zuzüglich der Kosten für Namenstafeln und Urnen. Hier sei noch Platz, habe der Förster gesagt. Am besten habe ihnen gefallen, sagt Schäfer, dass es im Friedwald verboten ist, Erinnerungsstücke ans Grab zu legen. Keine Blumen und Kerzen, keine persönlichen Gegenstände oder sonstige Sentimentalitäten.

Rund zehn Jahre später sitzt Julius Schäfer in der Stube seines Hauses in einem kleinen Ort, 40 Kilometer mainabwärts von Würzburg. In der Ecke steht ein Eichenwandschrank, auf einem Hocker liegt die »TV Today« mit der Fernbedienung und einer Liste aller 50 Programme seines Fernsehers. Seine Frau schaut ihn vom Kaminsims aus an. Auf dem Foto ist sie etwa Mitte achtzig, genau weiß Schäfer es nicht mehr. Darüber hängt eine Stein-schlosspistole, eine Vorderladewaffe aus braunem Holz wie zu Napoleons Zeiten. Sie ist so alt, sie wirkt, als ob sie niemandem mehr Schaden zufügen kann.

Schäfer ist 92 Jahre alt, und er ist der einzige Zeuge dieser Geschichte. Er heißt eigentlich anders, sein Name wurde in diesem Text geändert, um ihn zu schützen.

Wenn man seiner Erzählung glaubt, war dieser Morgen im Friedwald einer der letzten guten Tage ihrer Ehe. Anderthalb Jahre vor ihrem 70. Hochzeitstag, der sogenannten Gnadenhochzeit, am 3. November 2019, tötete Julius Schäfer seine Frau und rief danach die Polizei.

Schäfer musste sich dafür im vergangenen Jahr vor dem Landgericht Würzburg verantworten. Die Kammer befand, dass er »nicht aus böswilliger Gesinnung« gehandelt habe, »sondern im vermeintlichen Interesse der Geschädigten und im Rahmen einer früher getroffenen Entscheidung des Paares, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden«. Er wurde wegen Totschlags in einem minder schweren Fall zu zwei Jahren Haft auf Bewährung verurteilt und musste 10 000 Euro zahlen. Ein mildes Strafmaß, aber es sei ein außergewöhnlicher Fall, sagte der Vorsitzende Richter. Für »Bild« war es ein »Drama«, die »SZ« schrieb, es sei keine »typische Kriminalgeschichte«. Und was war es für Schäfer?

Schäfer, der aufgrund dieses Urteils kein Gefangener ist, sondern in dem Haus leben kann, in dem er sein Leben mit seiner Frau verbracht hat, gießt sich einen Schuss Kakaolikör in seinen Kaffee und lehnt sich zurück auf dem roten Sessel, auf dem sie

immer saß, als sie noch da war. Er hat keine Scheu zu erzählen, denn er ist davon überzeugt, dass es richtig war, seine Ehefrau zu töten. Er sagt, er habe es aus Liebe getan.

Antrag

Es begann im Spessart, der Krieg war seit drei Jahren vorbei. Die Amerikaner hatten aus einem Arbeitslager der Nazis ein Tanzlokal gemacht, ein Sommerregen hatte die Straßen geflutet. Schäfer weiß noch, dass ihm ihr Kleid auffiel, aber er erinnert sich nicht an die Farbe. Wenn man so lange zusammen sei, würden die Dinge verschwimmen, sagt Schäfer. Man fühle sie noch, aber man sehe sie nicht mehr vor sich.

Er sagt, er habe einen Kopfstand auf seinem Stuhl gemacht, und sie habe ihm dabei zugesehen. Sie waren 19 Jahre alt, beide geboren im Juni 1928.

Die Amerikaner gaben ihr eine Stelle als Dolmetscherin, sie wusch auch deren Uniformen und strickte, er saß daneben und hielt ihr die Wolle. Wochentags ging er zur Berufsschule und arbeitete beim Farbenhandel im Nachbarort, jeden dritten Samstag gingen sie tanzen. Drei Jahre lang ließen sie es so laufen. Dann sagte sie: »Entweder wir heiraten, oder wir lassen es ganz.«

Hochzeit

7. Juni 1951, ein Donnerstag, sie nahmen früh am Morgen die Bahn nach Würzburg, allein. Er trug einen grauen Zweireiher mit Krawatte, sie ein cremefarbenes Kleid ohne Schleier und Schleppe. Den Brautstrauß hatten sie vergessen, fürs Hochzeitsfoto liehen sie sich einen aus Plastik.

Flitterwochen in Prien am Chiemsee. Sie wolle mindestens fünf, sechs Kinder haben, sagte sie.

Sie bezogen eine kleine Wohnung, zweiter Stock, zwei Zimmer, Küche, Bad. Er schloss die Berufsschule ab und stieg bei einem Farbenhändler ein, 200 D-Mark im Monat. Als der Chef starb, machte er sich selbstständig: J. Schäfer – Farben, Lack, Tapeten. Margarethe kündigte, sie übernahm im Laden die Buchführung und stand vorn im Verkaufsraum. Sie leisteten sich einen Borgward, am Tag arbeiteten sie, und nachts lagen sie nebeneinander, nichts Besonderes, aber genau das sei die schönste Zeit gewesen, sagt er. Der Alltag,



Hochzeitspaar Schäfer 1951
»Oder wir sterben zusammen«

Marian Lemhard / DER SPIEGEL

ohne größere Vorkommnisse. Das sei die Zeit, die man vermisst, wenn man alt wird.

Rosenhochzeit

Ob er je daran gedacht habe, sie zu verlassen? »Natürlich nicht«, sagt er.

Die Benennung der Ehejubiläen funktioniert in Deutschland in etwa so: Je länger die Ehe, desto härter oder wertvoller das Material, nach dem sie benannt ist. Nach einem Jahr feiert man Papierhochzeit, nach fünf Jahren die hölzerne, nach 25 und 50 Jahren erst die silberne, dann die goldene Hochzeit. Es ist, als wäre die Ehe eine Sportart, bei der diejenigen, die am längsten aushalten, gewinnen.

Kurz vor der Rosenhochzeit, die nach zehn Jahren gefeiert wird, begannen die Dinge zum ersten Mal nicht mehr so zu laufen, wie sie es sich gewünscht hatten.

Wenn Margarethe ein Kleinkind auf der Straße sah, lächelte sie und drückte Schäfers Hand etwas fester. Doch sie selbst wurde nicht schwanger. Wenige Jahre bevor im Osten die Mauer gebaut wurde, ging Schäfer zum Arzt und ließ sich testen. Es lag nicht an ihm. Dann fuhren sie in eine Klinik, ein Professor untersuchte sie. Er sagte, ihre Eileiter seien verstopft, es liege vielleicht an der Flucht im Kriegswinter. Auf der Fahrt von der Klinik nach Hause sah Schäfer seine Frau weinen.

Silberhochzeit

Ende der Siebziger hatten sie vier Angestellte im Laden, in der Auslage stand ein Kaffeeservice, zur Dekoration. »Alles musste bei ihr seine Ordnung haben«, sagt Schäfer.

Eine gute Ehe sei stetig, wie ein gerader Weg bergauf, sagt er. Natürlich habe es mal einen Streit gegeben, das sei normal. Mit der Zeit nahmen sie ihre Eheringe ab, sie störten im Alltag.

Glücklich? »Zufrieden«, sagt er.

Wie sie war? Sie interessierte sich für das Weltall und Mystisches, las »Faszination des Unfassbaren« und »Rätselhafte Phänomene«.

Er mochte natürlich nicht alles an ihr, das sei auch so ein Klischee über die Liebe, dass einem immer alles gefallen müsse, dass man blind werde für Fehler. Man sehe sie und mache trotzdem weiter.

An Geburtstagen trank sie ihm zu viel. »Mensch, Margarethe«, sagte er dann, »mach langsam, das verträgst du nicht.«

Irgendwann gab es nicht mehr du und ich, sondern nur noch wir.

Komm, wir fahren an den Main.

Wir mögen es ordentlich.

Wir haben keine Kinder.

Sie sahen oft zu, wie die Schiffe den Fluss hinaufkamen. Manchmal, sagt er, hätten sie Tage miteinander verbracht, ohne ein Wort zu wechseln, an das er sich heute noch erinnern könnte.

Ihre Genauigkeit habe er gemocht, ihre Milde gegenüber Kindern und Fremden.

Irgendwann, das weiß er noch, sagte sie, dass sie Angst vor dem Tod habe. Sie könne nicht allein sein. Hoffentlich sterbe sie vor ihm.

»Oder wir sterben zusammen«, habe er gesagt, und sie habe genickt.

Es ist dieses Versprechen, das das Gericht später berücksichtigen wird.

Auf der Fensterbank stehen die Erinnerungen an ein gemeinsames Leben: versteinerte Schnecken aus Neuseeland, Muscheln aus Australien, Lavagestein vom Mount St. Helens. Sie hatten den Laden 1986 verkauft, vom Erlös bereisten sie die Welt. Schiefen unter Kauribäumen in Australien, tanzten im Club Méditerranée in Tunesien. Sie sahen den Leuchtturm am Cape Reinga in Neuseeland und fuhren den Highway 101 nach San Francisco.

Goldene Hochzeit

Es gibt kein Anrecht, dass alles so bleibt, wie es ist, das weiß Schäfer, aber dass es so kommen würde, das habe er nicht geahnt.

Er erzählt es so:

Die Jahre in Rente seien erfüllt gewesen, doch eines Tages dann, es muss etwa 2010 gewesen sein, sagt er, habe sie in der kleinen Küche am Herd gestanden und gefragt: »Julius, wo stehen unsere Pfannen?«

»Das weißt du doch«, antwortete er. »Neben dir im Schrank.« Monate später habe sie im Garten gestanden und ihn gefragt, wie sie da hingekommen sei.

Sie fragte: »Wie macht man das mit dem Salz? Wo ist der Schmortopf?« Sie saß in ihrem roten Sessel neben dem Stubenfenster und las ein Buch, doch sie verstand die Wörter nicht mehr. »Was steht da?«



Schäfers Wohnzimmer

Ab dem Spätsommer dachte er an ihren Tod

Er wollte ihr kein schlechtes Gefühl geben, also sprachen sie nicht drüber. Sie mochte es doch ordentlich. Und was ist unordentlicher als das Vergessen?

Er habe sie, sagt er, vor dem eigenen Verschwinden schützen wollen.

Er habe auf seine Art gekämpft. Schäfer meldete sich und seine Frau beim Gedächtnistraining für Senioren an. Jede Woche eine Stunde: Welcher Vogel hat keinen Schnabel und kann nicht fliegen? Der Spafsvogel. Malen Sie die Uhrzeit viertel nach elf. Merken Sie sich zehn Wörter.

Er fragte sie: »Was ist mit dir, Margarethe? Das ist doch ganz einfach!«

Er betete. Er bat Gott darum, bei seiner Frau eine Ausnahme zu machen. Er habe sich allein gefühlt, sagt Schäfer. Er war in einem Alter, in dem die meisten Freunde schon längst gestorben waren.

Im Juni 2019 bekam sie plötzlich Schmerzen, ein Krankenwagen holte sie ab. Die Diagnoseliste war eine halbe Seite lang. »Enddarm zu 80 Prozent verschlossen, die Arthrose schlimm«, sagt er. In diesen Tagen sei sie endgültig gegangen.

Was danach geschah?

Er nahm sie mit nach Hause, allein, aber sie sei eine andere Frau gewesen.

Diese andere Margarethe nannte ihn Scheißkerl, einfach so, du Blödel. Sie rief nach ihrer Mutter: »Mama? Mama?« Sie schrie: »Spanien! Was ist denn jetzt mit dir da los? Oh, da hinten am Schrank! Da steht ein Haufen schwarze Männer, was ist denn mit denen los?«

Am Anfang versuchte er, so erzählt er weiter, zu argumentieren: »Margarethe, du irrst dich.«

Vergebens.

Sie brachte die Wäsche durcheinander, wühlte in Bildern und Unterlagen. Sie sei wie eine Dreijährige gewesen, sagt er. Nicht müde zu kriegen. So viel Fantasie. Lachen, hinfallen, aufstehen. Er wurde älter und sie zum Kleinkind, sagt Schäfer.

Manchmal sei sie ihm eine Last gewesen, diese andere Frau, sagt Schäfer.

Schäfer lernte viel in dieser Zeit, er lernte, dass es Pflegegrade gibt, dass man dafür einen Antrag stellen muss, dass es dann ein Gutachten gibt und am Ende ein Urteil. Die Sozialstation half ihm beim Antrag, Pflegegrad 3. Er hätte seine Frau weggeben können, ins Heim. Aber er konnte es nicht. Sie hätten sich doch versprochen zusammenzubleiben.

Eine Pflegerin und eine Putzfrau halfen ihm, aber meist war er allein. Schäfer gab seiner Frau Morphinum gegen die Schmerzen von der Arthrose und Abführmittel, neun Tabletten jeden Morgen. Er erwischte sie dabei, wie sie die Pillen in den Kaffee schmiss. Er besorgte einen Toilettenstuhl, den stellte er neben ihren Stammplatz am Fenster bei den Fossilien. Um acht schaltete er die Abendnachrichten ein, danach legte

er sie ins Bett. Noch vor Mitternacht stand er oft wieder auf, machte sie frisch, wusch sie, bezog die Laken neu und legte sie wieder hin. Er besorgte ein Schlafmittel in der Apotheke, aber sie schlief nicht durch. Das Wachbleiben sei das Schlimmste gewesen.

Was Schäfer erzählt, kennen viele pflegende Angehörige, er erlebte einen zweifachen Verlust. Seine Frau war weg, er erkannte sie nicht mehr. Und er erkannte sein Leben nicht mehr. Schäfer sagt, er habe kaum noch das Haus verlassen können. Aus einer Partnerschaft seien zwei Gefangene geworden.

Gnadenhochzeit

Der 70. Hochzeitstag ist eine Ausnahme in der Reihe der Jubiläen. Man spricht nicht mehr von Gold oder Silber, sondern von der Gnadenhochzeit. Der genaue Ursprung des Namens ist ungewiss, vermutlich stammt er aus dem Christentum. Er bedeutet, dass nur die Gnade Gottes es manchen Menschen erlaubt, diesen Tag begehen zu dürfen.

Schäfer spricht nicht gern über den Abend des 3. November 2019, er tat es vor den Ermittlern, doch an diesem Nachmittag gelingt es ihm kaum. Man kann der Akte entnehmen, wie die Liebe von Margarethe und Julius Schäfer endete.

Er habe schon häufiger über das Ende nachgedacht, sagt Schäfer. Er habe überlegt, sie doch wegzugeben, in ein Heim für Demenzzranke. Aber das habe er nicht verantworten können, sagt er. Er habe sich vorgestellt, wie sie allein auf einem Stationsflur säße, tagein, tagaus. Er habe daran gedacht, dass sie dann nur noch auf den Tod warten würde, ohne ihn.

Ab Spätsommer 2019 habe er öfter an ihren Tod gedacht. Wenn er nachts im Bett lag, sei ein grober Plan entstanden.

Es war ein Sonntag, als er ihn ausführte, laut der Akte und Schäfer war es so: Er stand neben dem Küchentisch, aus der Stube hörte er den Fernseher. Er wisse nicht mehr, was lief, ob es eine Ratesendung war oder die »Sportschau«. Er habe einen Zwang gespürt, sagt er. Ein dumpfes Gefühl, wie ein Ziehen im Bauch.

Er nahm die Packung Betadorm D, Ein- und Durchschlafmittel und zerstiess eine Handvoll Tabletten grob mit einem Löffel. Dann gab er das Pulver in gleichem Verhältnis in zwei Gläser. Er füllte sie mit Wein und rührte um. Dann ging er ins Wohnzimmer zu seiner Frau.

Er habe gesagt: »Na, Margarethe, wir haben doch immer gerne ein Glas getrunken.« Er half ihr auf, stützte sie an Hüfte und Schulter und ging mit ihr ins Schlafzimmer. Sie setzten sich auf die Bettkante, und er zündete eine Kerze an.

»Prost«, habe er gesagt. Sie hätten ausgetrunken, eine Weile dagesessen und geschwiegen.



Marian Lenhard / DER SPIEGEL

Hinterbliebener Schäfer an Grabstelle

»Ich habe sie erlöst«

Er weiß nicht mehr, wie lange es dauerte, aber irgendwann fielen ihr die Augen zu. Er half ihr ins Bett und legte ihren Kopf behutsam aufs Kissen. Er deckte sie zu. Dann zog er die Decke noch ein Stück höher und nahm das weiße Hasenfell, das er ihr manchmal zum Wärmen in den Nacken gelegt hatte. Er legte das Fell auf ihr Gesicht und drückte zu. Zwei, drei Minuten lang vielleicht, sagt er.

Als es vorbei war, legte er sich neben sie auf die linke Seite des Bettes, seine Seite, wo er seit 52 Jahren geschlafen hatte. Etwas später stand er wieder auf, ging in die Stube und suchte alles zusammen.

Er legte den Vertrag für das Begräbnis auf den Stubentisch, gleich neben die Versicherungsmappe und den Abschiedsbrief an die Nichten. Dann gab er ihren Schmuck und einige wertvolle Münzen in einen Stoffbeutel. Er nahm einen Briefumschlag und legte die 780 Euro in bar, die sie zu Hause für Notfälle aufbewahrten, hinein. Er klebte den Beutel und den Geldumschlag an die Wohnungstür. Dann steckte er seinen Hausschlüssel von außen ins Schloss.

Er zog sich aus, ließ sich ein Bad ein, wählte die 110 und sagte:

»Hallo, ich habe meine Frau getötet. Ich bin in der Badewanne mit dem Föhn«, so erinnert er sich. »Ich habe den Hausschlüssel in die Tür von außen gesteckt. Es ist alles geplant, dass Sie unter guten Umständen die Wohnung betreten können. Bitte kein Tamtam.«

Er legte auf und nahm ihren Föhn. Er stieg in die Wanne, schaltete den Föhn ein und zog ihn unter Wasser. Schäfer sagt, er habe nur ein Kribbeln in den Füßen gespürt. Als die Polizei ihn fand, rief er ihr zu, dass er sterben wolle. Er tauchte unter und versuchte, sich zu ertränken.

Allein

Seitdem ist ein gutes Jahr vergangen. Schäfer ist nun Witwer. Er sitzt auf ihrem Sessel und schaut aus dem Fenster. Draußen ist es dunkel geworden. Keine Angst, sagt er, noch mal werde er es nicht probieren.

Wenn Schäfer von der Liebe spricht, klingt es, als wäre sie etwas, das man sich vornimmt und einhält. Wenn er über den Tod spricht, klingt es genauso.

Den Toilettenstuhl hat er im Flur verstaut, die Sozialstation will ihn bald abholen. Auf der rechten Bettseite, ihrer Seite, liegt eine karierte Wolldecke, ihr Kopfkissen hat er in einen Schrank gelegt. Er geht abends um elf ins Bett und steht um sieben Uhr auf. Er rasiert sich alle paar Tage und fährt mit seinem Fiat Panda zum Einkaufen. Nachts schlafe er wie ein Stein.

Er hatte nie daran gedacht, ohne seine Frau zu leben, doch nun, da es so ist, akzeptiert er es, und jede Frage, die man dazu stellt, kommt ihm absurd vor.

»War es richtig, Ihre Frau zu töten?«

»Ich hab ihr das irdische Leben genommen, aber ich hab ihr viel mehr gegeben. Ewige Ruhe und Frieden.«

»Haben Sie Ihre Frau erlöst oder sich selbst?«

»Machen Sie das mal mit, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Jeder kann schlaun reden. Ich hab sie erlöst. Ist so was noch ein Leben?«

»Sie hätten sie ins Heim bringen können.«

»Ich weiß, aber ich konnte das nicht. Wir hatten versprochen, uns nicht mehr zu trennen. Ich habe das nicht übers Herz gebracht. Wir wollten gemeinsam gehen.«

»Jetzt sind Sie noch hier.«

»Es ist nicht besser oder schlechter. Ich kann nicht anders, als es zu akzeptieren.«

Neulich hat er den Film »Gott« nach dem Buch von Ferdinand von Schirach gesehen. Darin diskutieren Juristen mit einem Bischof und mit Ärzten, ob Sterbehilfe in Deutschland legal sein sollte. Am Ende durften die Zuschauer abstimmen. Der Film hat Schäfer wütend gemacht. Lauter schlaue Leute, sagt er. Wenn auch nur einer von denen vier Wochen lang Hosen ausräumen müsste, brauchten sie nicht mehr zu diskutieren, sagt er.

Einmal pro Woche steigt Schäfer in sein Auto und besucht seine Frau. Dann stellt er den Fiat auf dem Parkplatz ab und geht den Forstweg hoch, es sind nur wenige Meter bis zu Baum 82. Er hat kleine Steine an die Stelle gelegt, wo ihre Urne vergraben ist, es sind Andenken von ihren Reisen durch Australien und Neuseeland. Darüber ist Moos gewachsen, das bald alles verdecken wird. Eigentlich sei das verboten, sagt er, man dürfe nichts auf die Gräber legen. Der Förster hat ihn bisher nicht darauf angesprochen. Schäfer hofft, dass er bei ihm eine Ausnahme macht.